

Den Fächern untreu: Eine feministische Grenzüberschreitung¹

Judith Stacey

Vor fast einem Jahrzehnt initiierten Barrie Thorne und ich eine Reihe öffentlicher Diskussionen über den Einfluß des Feminismus auf die Soziologie, die wir in einem Essay zusammenfaßten, das den vorwurfsvollen Titel „The Missing Feminist Revolution in Sociology“ trug.² Den Anstoß für dieses Projekt bildete meine Teilnahme an einer *National Women's Studies Association Konferenz* im Jahre 1982, die den stärker spezifisch politischen Titel „Socialist-Feminist Perspectives on the Disciplines“ trug. Heutzutage würden nur wenige feministische Kongresse einen solchen Titel verwenden, und wenn es doch geschähe, würde ich wahrscheinlich nicht eingeladen werden oder zustimmen, die Soziologie unter einem solchen Vorzeichen zu sehen. Ich bleibe den Idealen von wirtschaftlicher Gerechtigkeit und Gerechtigkeit für die Geschlechter (*gender justice*)³ verbunden, und auch den Idealen von politischer und kultureller Demokratie, die einst meiner früheren sozialistisch-feministischen Identität zugrunde lagen, aber es ist weltpolitisch und innerhalb der Entwicklung der feministischen Theorie zu viel passiert, als daß ich meine frühere Zufriedenheit mit dem ersten politischen Terminus oder mit der dualen Struktur einer solchen Identität aufrechterhalten könnte.

Ferner kann ich mir nicht mehr vorstellen, einen Aufsatz unter der Annahme zu schreiben, daß die Soziologie, oder irgendeine der existierenden Disziplinen, das passende Terrain für eine feministische Revolution in der Wissenschaft sei. Einzelne Revolutionen in einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen vorauszusehen heißt, eine deutlich unrevolutionäre Konzeption des Aufbaus nach einzelnen Wissensfeldern des Wissens zu verraten. Hätte eine solche feministische „Re-

1 Überarbeitete Version des Aufsatzes: Judith Stacey, *Disloyal to the Disciplines: A Feminist Trajectory in the Borderlands*, in: Donna Stanton u. Abigail Stewart Hg., *Feminisms in the Academy: Rethinking the Disciplines*, University of Michigan Press 1995 (im Druck).

2 Judith Stacey u. Barrie Thorne, *The Missing Feminist Revolution in Sociology*, in: *Social Problems*, 32 (1985), 301–316.

3 Die deutsche Übersetzung „Geschlecht“ bezieht sich in diesem Artikel immer auf den Begriff *gender*, den Judith Stacey in diesem Aufsatz ausschließlich verwendet (Anm. d. Übers.)

volution“ in der Soziologie stattgefunden, sollte sie nicht die erkennbaren Grenzen des Faches oder seine „Essenz“ verändert haben?

Veränderungen in feministischen Modebezeichnungen und in meinem eigenen Selbstverständnis signalisieren eine wichtige Reihe von Veränderungen innerhalb des feministischen politischen Diskurses ebenso wie in feministischen Beziehungen zu den einzelnen Disziplinen. Hier erörtere ich diese Veränderungen in autobiographischer Weise, indem ich den Weg meiner eigenen Arbeit als feministische Soziologin als symbolisch, vielleicht sogar symptomatisch für Veränderungen deute, die in theoretischen und disziplinären Moden in den *women's studies* und westlicher Sozialtheorie viel allgemeiner stattgefunden haben. Diesen Kurs einzuschlagen heißt, meine gegenwärtige „disziplinäre“ Verortung als die einer ambivalent postmodernen, reflexiven Ethnologin darzustellen. Mehr noch, für jene, die nicht mit der „postmodernen Wende in der Anthropologie“, wie sie einige genannt haben,⁴ sympathisieren, mag es das Urteil eines feindseligen Rezensenten meiner ethnographische Studie „Brave New Families“ bestätigen, der ihren narrativen Ich-Erzähler-Zugang „maßlos“ nannte.

Sicherlich ist mein Weg außergewöhnlich, in einigen Aspekten möglicherweise idiosynkratisch, und ich nehme nicht an, daß die Entwicklung meiner eigenen theoretischen und realen Interessen typisch für die feministischer Soziologinnen ist. Der Kern der amerikanischen Soziologie, wenn bei einer solch dezentrierten Disziplin überhaupt von Kern gesprochen werden kann, ist zutiefst positivistisch geblieben, während ihre verschiedenen qualitativen, interpretativen und theoretischen Schulen sich in unterschiedlichem Grad, scheinbar ohne viel begriffliche Unruhe, auf feministische Forschung eingestellt haben. So fahren ziemlich viele feministische Soziologinnen fort, wertvolle empirische Forschung zu betreiben, unbeeinflusst und unbeirrt von Veränderungen im theoretischen Klima, die ich so interessant und beunruhigend zugleich gefunden habe.⁵

Tasächlich glaube ich, daß der idiosynkratische Charakter meiner feministischen Geschichte dazu beitragen könnte, gewisse wichtige

4 Francis E. Mascia-Lees, Patricia Sharpe u. Colleen Ballerino Cohen, The Postmodernist Turn in Anthropology: Cautions From a Feminist Perspective, in: *Signs*, 15 (1989), 7–33.

5 Sogar eine nur kursorische, zufällige Liste weist auf die fortdauernde Vitalität und den Wert der Beiträge von feministischen Soziologinnen hin, deren Arbeiten bis jetzt wenig Interesse am postmodernen Theorienstreit gezeigt haben, wie etwa Barbara Katz Rothman, Lenore Weitzman, Carole Joffe, Ruth Milkman, Arlene Kaplan Daniels, Maxine Baca Zinn, Arlie Hochschild, Kristin Luker, Evelyn Nakano Glenn, Judith Rollins, Lillian Rubin, Diana Russell, Candace West, Barbara Reskin, Rosanna Hertz und Marcia Millman. Die *American Sociological Review*, die wichtigste und vorwiegend positivistische Zeitschrift der *American Sociological Association* veröffentlicht laufend feministische Artikel zu Themen wie Frauenerwerbstätigkeit, Fertilität, Verhalten in der Familie, das Erreichen von Status, politisches Verhalten, Devianz und zur Stellung der Geschlechter. Feministische Arbeit findet auch Eingang in *Social Problems*, die mehr qualitativ orientierte und kritische Zeitschrift, die von der weniger dem Mainstream verhafteten *Society for the Study of Social Problems* herausgegeben wird; weiters gibt *Sociologists for Women in Society* eine eigene Zeitschrift für feministische Soziologie, *Gender & Society*, heraus.

neuere Entwicklungen in der feministischen Wissenschaft zu beleuchten. Meine wissenschaftliche Arbeit ist seit jeher nicht ausschließlich auf die Soziologie gerichtet, sondern auf fachliche Grenzbereiche, die den intellektuellen Mut genährt haben, den wir Feministinnen nötig hatten, um unsere Wege radikal durch die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen zu denken. Aber in dieser Hinsicht habe ich mich zunehmend außer Tritt gefunden. Ein großer Teil feministischer Wissenschaft scheint heute mehr durch akademisch-disziplinäre Identitäten gebunden zu sein als zu jener Zeit, als Barrie Thorne und ich unsere Überlegungen über die feministischen Wissenstransformationen darlegten.

Die zunehmende strenge Disziplinarität, die in der gegenwärtigen feministischen Wissenschaft beobachtet werden kann, kann natürlich auch als ein ermunternder Gradmesser unserer erstaunlichen Erfolge interpretiert werden. Heute hat die feministische Forschung in den meisten human- und sozialwissenschaftlichen Fächern in den USA unbestreitbare Legitimität erlangt – in einigen sogar einen Grad von Akzeptanz, von Normalität erreicht – und die demographischen Trends scheinen irreversibel. So ist etwa die *Sex and Gender Section* der *American Sociological Association* das größte „Subfeld“ innerhalb der Organisation geworden, und Soziologie wird sowohl auf nationaler als auch auf lokaler Ebene ein Fach mit zunehmend höherem Frauenanteil, wie andere sozial- und humanwissenschaftliche Fächer.⁶

Und doch bin ich durch diese Errungenschaften sowohl beunruhigt als auch ermuntert, denn dieser Erfolg erzeugt auch neue intellektuelle und politische Gefahren. Weil sich heute so viele Feministinnen wohlwollender Kollegialität und Anerkennung innerhalb traditioneller Fächergebiete erfreuen können, gibt es weniger zwingende Impulse für Wanderungen außerhalb der Disziplinen. Da es für Feministinnen zunehmend möglich wird, innerhalb eines konventionellen Faches eine voll respektierte und bezahlte akademische Karriere zu machen (was früher undenkbar war), erfahren sie weniger Anreiz, sich *counter-disciplinary* Sprache und Forschungsziele anzueignen, oder an stärker überschreitenden Formen der Wissenserneuerung teilzuhaben, die ich immer noch als entscheidend betrachte. Ich fürchte, daß das unserer Kritik die Schärfe nehmen könnte und ebenso auch die allgemeine Verständlichkeit unseres einst visionären Projekts. Vielleicht ist diese Ängstlichkeit ein Zeichen meiner persönlichen anormalen Erfahrung. Denn genau während dieser Periode der Feminisierung und der Aufnahme des Feminis-

6 Der Anteil der Frauen, die das Soziologiestudium mit dem Doktorat (Ph. D.) abschlossen, stieg von 33% im Jahre 1977 auf 51% im Jahre 1989. National Science Foundation, *Science and Engineering Degrees: 1966–1989, A Source Book*, NSF 91–314, Washington DC 1991, Tafel 54. Vgl. diesen 50%igen Anstieg und das Erreichen einer numerischen weiblichen Dominanz mit dem 20%igen Anstieg der Doktorate von Frauen in allen Fächern: 1989 wurden 30% aller Doktorate in den Vereinigten Staaten von Frauen erlangt, 1990 war der Prozentsatz auf 36% gestiegen. National Research Council, *Summary Report 1990: Doctorate Recipients from United States Universities*, Washington DC 1991. Diese Zahlen für vollendete Doktoratsstudien geben den Trend der Feminisierung wahrscheinlich zu niedrig an, der unter den derzeit immatrikulierten *graduate students* in Soziologie und anderen Fächern deutlich zu sehen ist.

mus in mein offizielles Fach, habe ich meine eigene intellektuelle Identität als zunehmend marginal zur „real existierenden Soziologie“ empfunden. Ist es diese Reisende oder ihre Reiseroute durch die Disziplinen, die diese Anomalie verursacht hat?

Schematisch skizziert, führt mein Weg durch mein Fach von sozialistisch-feministischer historischer Soziologie zu feministischer und „post-sozialistischer“ ethnographischer Soziologie. Den größten Teil meiner Forschungszeit, seit meinem ersten Jahr als *graduate student* in Soziologie an der *Brandeis University* 1973, habe ich mit dem Studium von revolutionären Veränderungen in der Familie (*family revolutions*) zugebracht, und immer habe ich dabei die Grenzen der Fächer überschritten. Die zwei größten Forschungsprojekte, die ich seither abgeschlossen habe, beschäftigten sich mit einer gemeinsamen Gruppe von Hauptthemen – Geschlecht, Familie und schnelle Prozesse breitgefächerten sozialen Wandels. Sie unterscheiden sich jedoch beträchtlich in ihren geopolitischen Zusammenhängen, Forschungsmethoden und verschriftlichten Endprodukten. Die erste Studie über bäuerliche Familien und Revolution im modernen China arbeitete etwas dilettantenhaft in historischer Soziologie. Das daraus entstandene Buch war eine theoretische Analyse der Sekundärliteratur, chronologisch angeordnet und in einem konventionellen Erzählstil in der dritten Person verfaßt.⁷ Mein zweites Langzeit-Forschungsprojekt richtete sich auf Familienveränderungen bei weißen Erwerbstätigen, die in Kalifornien im postindustriellen Silicon Valley lebten. Nach drei Jahren Feldforschung als Pendlerin, schrieb ich eine ethnographische Studie in der Ich-Form, die dialogische und reflektierende Elemente miteinschloß, gliederte das Buch etwas romanhaft und garnierte es mit *post*-Ausdrücken.⁸

Politische Antworten auf dieses Buch haben mich von meinem nächsten größeren Forschungsprojekt, einer Gemeinschaftsarbeit mit der feministischen Literaturkritikerin Judith Newton über männliche Kulturkritiker in den Vereinigten Staaten,⁹ weg- und direkt hingeführt zur nationalen politischen Auseinandersetzung mit Veränderungen im Familienleben. Derzeit führe ich eine kritische Untersuchung über amerikanische Sozialwissenschaftler/innen, die eine Medienkampagne für „Familienwerte“ führen.

Wenn es Einheit in meiner Arbeit gibt, dann liegt sie mehr in linken feministischen politischen und theoretischen Gebieten als in Forschungsthemen, Methodologie und Epistemologie. Wenn der ungeordnete Charakter meiner wissenschaftlichen Zugehörigkeit ziemlich ungewöhnlich erscheint, hat er seine historischen Wurzeln in jener gesellschaftlichen Bewegung, die die feministische Wissenschaft

7 Judith Stacey, *Patriarchy and Socialist Revolution in China*, Berkeley 1983.

8 Judith Stacey, *Brave New Families: Stories of Domestic Upheaval in Late Twentieth Century America*, New York 1990.

9 Judith Newton u. Judith Stacey, *Learning Not to Curse, or Feminist Predicaments in Cultural Criticism by Men: Our Movie Date with James Clifford and Stephen Greenblatt*, in: *Cultural Critique*, 23 (1992–93), 51–82; dies., *Ms. Representations: Reflections on Studying Academic Men*, in: Ruth Bohar u. Deborah Gordon Hg., *Women Writing Culture/Culture Writing Women*, 1996 (im Druck).

schuf. Als ich meine Dissertation in Soziologie an der *Brandeis University* 1973 begann, war ich eine Feministin, die bereits anderswo an der Einrichtung eines *women's studies*-Programms¹⁰ teilgenommen hatte. Tatsächlich war es meine „Bekehrung“ zum Feminismus und mein Wunsch, feministische Theorie zu untersuchen und aufzubauen, die mich veranlaßt hatten, meine Dissertation in Pädagogik aufzugeben und statt dessen ein sozialwissenschaftliches Fach zu wählen. Der Feminismus war und ist meine primäre, und die Soziologie meine sekundäre und gewissermaßen zufällige Fachzugehörigkeit. Als ich in den frühen 70er Jahren nach einem fachlichen Kontext suchte, in dem ich mein neues Interesse an feministischer Theorie weiter verfolgen könnte, meldete ich mich für Dissertantenprogramme sowohl in Anthropologie als auch in Soziologie an. In der Rückschau scheint es mir weniger überraschend, daß ich von den historischen zu den anthropologischen Grenzen meines offiziellen Faches gewandert bin, als daß ich so lange dazu brauchte.

Meine un-disziplinierten (*un-disciplined*) Neigungen trafen auf wenige Hindernisse im Institut für Soziologie in Brandeis – ein eindeutiges Einzelgänger-Programm, das den dezentrierten Charakter des Faches umsetzte, so wie er in einem der ersten einflußreichen Bücher beschrieben wurde, das ich über mein neues Gebiet las – Alvin Gouldners „*The Coming Crisis in Western Sociology*“.¹¹ Stark beeinflusst von den radikalen pädagogischen, politischen und Gegenkultur-Bewegungen der 60er Jahre, hatte die Fakultät der Universität Brandeis ein verbindliches Curriculum bzw. feststehende Bedingungen für den Studienabschluß abgeschafft. Noch ungewöhnlicher für ein amerikanisches Soziologie-Department war die vorherrschende Feindschaft gegenüber dem Positivismus. Interpretierende Soziologie und Theorie dominierten in Brandeis, und das bevorzugte Theoriegebäude für meine Altersgruppe von „neuen linken“ Absolvent/inn/en war damals der Marxismus und dessen Weiterentwicklung durch die Frankfurter Schule. Meine *sister graduate students* und ich definierten uns schnell als sozialistisch-feministisch und vertieften uns in den aufkommenden marxistisch-feministischen „Diskurs“, ein Wort, das wir bis dahin noch nicht gehört hatten.

Wir leisteten hier Pionierarbeit. Obwohl es ein paar Feministinnen an der Fakultät in Brandeis gab, waren sie in diesen neu entstehenden Strömungen keineswegs weiter fortgeschritten als wir. Deshalb schloß meine Praxis in den höheren Semestern eine Art kollektiver Selbstziehung in Arbeitsgruppen ein, in deren Verlauf wir einen transdisziplinären Zugang zur feministischen Soziologie schufen. Ich profitierte auch von einer überaus anregenden Fortbildung außerhalb des Lehr-

10 1971 trat ich in die *Women Faculty* des damaligen *Richmond Colleges der City University of New York* ein, um ein *Women's Studies Program* durchzuführen. Da ich eine Lehrbeauftragte für Erziehungswissenschaften war, entwickelte ich einen Kurs über „*Women in Education*“, der meine erste feministische Publikation zur Folge hatte, eine Anthologie, die ich gemeinsam mit anderen herausgab: Judith Stacey, Susan Bereaud u. Joan Daniels Hg., *And Jill Came Tumbling After: Sexism in American Education*, New York 1974.

11 Alvin Gouldner, *The Coming Crisis in Western Sociology*, New York 1970.

plans. Durch die Teilnahme an einer der marxistisch-feministischen Gruppen, wie sie in den frühen 70ern entstanden, durch das Lehren (und gleichzeitig Lernen) von „Marxismus für Frauen“ in einer örtlichen *women's school*, und später durch die mehr als zehnjährige Arbeit im Herausgeber/innen-Kollektiv der interdisziplinären Zeitschrift *Feminist Studies*, absolvierte ich ein Intensivpraktikum in feministischer Theorie und entwickelte meinen un-disziplinierten Zugang zur feministischen Soziologie. Die erstaunliche Überrepräsentierung von Brandeis-Absolventinnen unter den einflußreichen feministischen Soziologinnen beweist das schöpferische Potential eines höchst durchlässigen Zugangs zum Doktoratsstudium (*graduate training*).¹²

Dieses intellektuelle Milieu machte mir Mut bei der Wahl meines Dissertationsthemas, über das ich keine formale Ausbildung erhalten hatte – Patriarchat und Sozialistische Revolution in China. Das politische Milieu, das diese Entscheidung begünstigte, war natürlich auch dementsprechend euphorisch. Höchst romantische Vorstellungen der Kulturrevolution in China und propagandistische Berichte, daß „Frauen die Hälfte des Himmels halten“, fielen auf nur zu fruchtbaren Boden im Kielwasser des historischen Tauwetters zwischen Präsident Nixon und China. Dies weckte gewaltige Neugier und Enthusiasmus unter amerikanischen sozialistischen Feministinnen. Obwohl schon 25 Jahre seit der Chinesischen Revolution vergangen waren, schienen die chinesischen Kommunisten nicht dem enttäuschenden Beispiel der russischen Bolschewiken mit ihrem postrevolutionären Gegenschlag auf die Familien- und Geschlechter-Politik (*gender policies*) gefolgt zu sein.¹³ Ich war eifrig bemüht, die Ursachen und Wirkungen der scheinbar elastischeren Maoistischen Revolution in der Familie zu erforschen.

Die Theorie eines „dualen Systems“, das vorherrschende sozialistisch-feministische Denkgerüst jener Zeit, das annahm, daß Geschlecht und soziale Klasse zwei unterschiedliche, in Wechselbeziehung stehende Machtsysteme bildeten, beeinflussten das ursprüngliche Konzept meiner Studie. Weil die Theorie eines dualen Systems die relative Autonomie und gleiche Bedeutung von Geschlecht behauptet, schien sie damals die vielversprechendste Strategie für die Befreiung des Feminismus aus der untergeordneten Stellung in dieser „unglücklichen Ehe“ mit dem Marxismus zu sein.¹⁴ Beim Betrachten

12 Um nur eine willkürliche Auswahl an Feministinnen zu nennen, die am Soziologischen Department von Brandeis ihre Studien abschlossen: Nancy Chodorow, Barrie Thorne, Marcia Millman, Lise Vogel, Gaye Tuchman, Judith Rollins, Elizabeth Higgenbotham, Patricia Hill Collins, Shulamith Reinharz, Fatima Mernisse, Lynda Holmstrom und Elizabeth Long.

13 Da die frühen bolschewistischen Bemühungen, die patriarchalischen Sexualpraktiken und Familienformen zu untergraben, nach der Machtkonsolidierung des Sowjetregimes wieder aufgehoben wurden, stellten die meisten Sozialwissenschaftler die Theorie auf, daß revolutionäre Geschlechterpolitik streng instrumental und kurzlebig sei. Auf die Konsolidierung staatlicher Macht eines vormals revolutionären Regimes würde unvermeidlich eine reaktionäre Geschlechter- und Familienpolitik folgen.

14 Heidi A. Hartmann schrieb jenen Aufsatz, der die Aufmerksamkeit auf die theoretischen Beziehungen zwischen Feminismus und Marxismus lenkte: Heidi A. Hart-

der Geschichte der Chinesischen Revolution durch die Brille von Geschlechter- und Familiendynamik, erhob meine Analyse weitestgehende feministische Ansprüche auf die grundlegende Bedeutung und relative Autonomie von Geschlecht. Das ging so weit, daß sie die Prämisse eines dualen Systems, unter der ich begonnen hatte, umstieß. Die vorrevolutionäre Agrarkrise, argumentierte ich, war ebenso untrennbar eine Krise der patriarchalen bäuerlichen Familie, und die Lösung dieser Krise durch eine Politik, die einen patriarchalen Sozialismus aufbaute, war ein zentrales Mittel für den Sieg der chinesischen Kommunisten. Ich schloß daraus, daß Geschlechter- und Klassendynamik in der Revolution unauflösbar ineinander verflochten waren, und daß es eher eines gänzlich feministischen historischen Materialismus bedürfe, als eines Modells eines dualen Systems, um dies zu verstehen.

Als ich meine Studie beendete, war ich nicht nur mit der Theorie der dualen Systeme unzufrieden, sondern auch mit dem abstrakten und abgeleiteten Charakter dieser Forschung und seiner Ferne vom Wirken der Frauen. Ich war entschlossen, daß mein nächstes Projekt mit einer Art „handfester“, qualitativer Forschung verbunden sein sollte, die ich, so wie viele Feministinnen in den frühen 80er Jahren, als die einzig richtige Methode für feministische Forschung erachtete.¹⁵ Diese Überzeugung schränkte meine möglichen Forschungsfelder geographisch ein, was auch mit meinen neuen erweiterten persönlichen und familiären Verpflichtungen – mein Sohn wurde 1981 geboren – zusammenfiel. Die Freuden und Leiden später Mutterschaft – auch ein Charakteristikum für meine Generation von Feministinnen – begrenzten meine Möglichkeiten zur Feldforschung auf Orte, die von meinem Wohnort in der Gegend der San Francisco Bay erreichbar waren. Tatsächlich erscheint es mir plausibel, daß das Aufkommen der „repatriierten Anthropologie“ (*repatriated anthropology*) in den USA, wie sie die Anthropologen George Marcus und Michael Fischer¹⁶ wohlwollend nennen, durch den Wandel in der Geschlechter- und demographischen Struktur ihrer Disziplin ebenso vorangetrieben wurde wie durch eine grundsätzliche Antwort auf die politisch bedingten schwierigen Zustände der postkolonialen Ethnographie. Der Zustrom von Frauen zur Anthropologie, die in ihren familiären Verpflichtungen weniger belastbar oder entbehrlich waren als ihre typischen männlichen Gegenspieler, hätte das Interesse an geographisch erreichbaren ethnographischen Fragestellungen gefördert.¹⁷ Sicherlich wurden meine eigenen ethnographischen Impulse in diese Richtung „diszipliniert“.

mann, *The Unhappy Marriage of Marxism and Feminism: Towards a More Progressive Union*, in: Lydia Sargent Hg., *Women and Revolution*, Boston 1981. Eine wichtige frühe Anthologie der Theorie des „dualen Systems“ war jene von Eisenstein: Zillah Eisenstein Hg., *Capitalist Patriarchy and the Case for Socialist-Feminism*, New York 1979.

15 Ich stelle einige feministische Literatur zu den Vorteilen der interaktiven Feldforschung vor in: Judith Stacey, *Can There Be A Feminist Ethnography?*, in: *Women's Studies International Quarterly*, 11 (1988), 21–27.

16 George E. Marcus u. Michael M. J. Fischer, *Anthropology as Cultural Critique*, Chicago 1986.

17 Ich danke Abby Stewart, eine anregende Debatte zu diesem Thema mit mir und anderen eingeleitet zu haben.

Während dieser persönlichen Periode der Änderung der Einstellung zur Forschung schrieben Barry Thorne und ich „The Missing Feminist Revolution in Sociology“,¹⁸ wo wir in einer vorübergehenden Bemerkung den Mangel an feministischen Soziologinnen beklagten, die sich für eine Arbeit innerhalb der reichen ethnographischen Tradition entschieden hatten. Nebenbei warf dies seine Schatten auf das Projekt voraus, dem ich mich bald widmen sollte – meine Zufalls-Ethnographie von Familien weißer Erwerbstätiger im Silicon Valley, Kalifornien. Wieder einmal begann ich mit einem klassischen sozialistisch-feministischen Thema – Geschlechterverhältnisse in der Arbeiterklasse unter postindustriellen Bedingungen. Wieder begann ich mit einer historisch-soziologischen Einführung. Tatsächlich arbeitete ich zu Beginn mit einer Historikerin zusammen und plante einen historischen Überblick über berufliche und demographische Veränderungen in der Region mit einem konventionellen soziologischen Forschungsansatz zu verbinden, der zahlreiche halbstrukturierte Interviews beinhalten sollte. Der politische Anstoß für diese Forschung stand jedoch in einem scharfen Gegensatz zu den optimistischen und unschuldigen Beweggründen für meine China-Studie. Es war meine wachsende Sorge über die antifeministische *profamily*-Bewegung in den USA, in der viele das auslösende Moment für die Reagan-Revolution der 80er Jahre sahen.

In Anbetracht meiner geographischen Beschränktheit war es ein glücklicher Zufall, daß ich in einer Pendler-Distanz zu einem idealen Forschungsgebiet lebte. Das Silicon Valley war nicht nur eine Vorreiterregion der Postindustrialisierung, sondern dort gab es auch starke Anzeichen für Veränderungen in der Familie, und dort hatte die feministische Ideologie einmal politische Konsequenzen gehabt. Als ich dieses Gebiet für die Forschung wegen seiner Vorreiterfunktion auswählte, entschloß ich mich, eine Bevölkerung zu untersuchen, von der ich fälschlicherweise annahm, daß sie die gegenteiligen Tendenzen zeigte. Wie die meisten weißen Mittelschicht-Feministinnen hielt ich Leute aus der Arbeiterklasse – Weiße und Latinos – für die „traditionellsten“ bezüglich ihrer familiären Wertvorstellungen und ihres Verhaltens in der Familie, und somit für die primären Ansprechpartner/innen für Präsident Reagans bemerkenswert erfolgreiche *profamily*-Aufrufe.

Mein formales Forschungskonzept, ein großes Sample von „Anglo“- und Latino-Arbeiter/inne/n in und rund um die elektronische Industrie zu interviewen, löste sich bald auf. Wie es in meinem Buch zu lesen ist, stellten zwei Interviews, die ich unmittelbar nach Reagans überwältigender Wiederwahl im November 1984 führte, meine eigenen Vorurteile über Klasse und Geschlecht in Frage und ließen mich den Lockungen einer offenen ethnographischen Untersuchung erliegen. Zuerst eröffnete mir „Pam“, eine Frau, die ich seit vier Monaten kannte und die ich für eine Feministin hielt, ihre kürzliche Bekehrung zur *Evangelical Christianity*¹⁹ und ihre Teilnahme an christlicher Ehebe-

18 Stacey/Thorne, *Revolution*, wie Anm. 2.

19 Evangelikale Bewegung: Zweig des protestantischen Christentums, eher einer

ration. Eine Woche später überraschte mich „Dotty“, eine Überlebende einer oft gewalttätigen 30 Jahre dauernden Ehe, mit ihren feministischen Ansichten. Ich gab meine Forschungspläne auf und verbrachte die nächsten drei Jahre mit Unterbrechungen mit Feldforschung bei diesen Frauen und ihren Angehörigen.

Dieser zufällige, aber wie ich später zu glauben begann, überdeterminierte Wechsel zu ethnographischen Methoden, verlagerte meine fachlichen *cross-dressing*-Impulse auf die Anthropologie (das Fach, das Barrie Thorne und ich früher verhältnismäßig hoch in unseren Bewertungen feministischer Transformation eingeschätzt hatten), gerade als diese Disziplin über den Zusammenhang von Macht und Wissen bei der Feldforschung und Erstellung von Texten nachzudenken begann.²⁰ Es war auch die Zeit, als das postkoloniale Bewußtsein, zusätzlich zu demographischen Veränderungen, eine wachsende Anzahl von Anthropolog/inn/en dazu ermutigte, in die Haut von Soziolog/inn/en zu schlüpfen, die „die anderen“ zu Hause zu studieren.²¹ Hier erfreute ich mich jedoch als Soziologin eines Vorteils. Die meisten Praktiker/innen der „repatriierten Anthropologie“ in den USA kämpften noch immer um ihre volle Anerkennung in ihrem Fach, teilweise weil Feldforschung im Ausland lange Zeit einen der bestausgestatteten Grenzposten bildete, der das Forschungsterrain patrouillierte, das sie mit der Soziologie teilt. Als eine jüdische säkulare Feministin unter wiedererweckten Christ/inn/en und unter in schwierigen Umständen lebenden, krisengeschüttelten Leuten urbane Anthropologie (oder eine *post-community study*) zu betreiben, stillte mein Bedürfnis nach engagierter Forschung mehr als genug. Es trieb mich auch spontan dazu an, mich mit zahlreichen ethischen, politi-

reformierten Tradition verpflichtet; oberste Richtschnur ist die Heilige Schrift. Vgl. Hans Gapen, Joachim Müller u. Friederike Valentin Hg., Lexikon der Sekten, Sondergruppen und Weltanschauungen, Freiburg 1990, 259ff (Anm. d. Übers.).

20 Es war die Sammlung von James Clifford u. George Marcus Hg., *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley 1986, die die reflexive, experimentelle Wende in der Anthropologie kanonisierte. Diese hatte sich jedoch schon in zahlreichen früheren Aufsätzen und ethnographischen Studien angekündigt, von denen die meisten von Marcus/Fischer, *Anthropology*, wie Anm. 16, aufgenommen wurden. Natürlich hätte mich meine Hinwendung zur Ethnographie, worauf Barrie Thorne mich zu Recht hinwies, nicht in Gebiete außerhalb der Soziologie treiben müssen, in der es auch eine reiche angesehene Tradition von ethnographischer Arbeit gibt, beginnend mit der Stadtforschung der *Chicago School* im frühen 20. Jahrhundert, die zur *community studies*-Tradition führte, auf die sich unser früherer Aufsatz bezog. Wieder einmal erwies sich die Vorherrschaft meines feministischen, gegen die Fächer gerichteten Fundaments als entscheidend.

21 Ergänzend zu den Arbeiten, die von Marcus und Fischer diskutiert werden, siehe Michael Moffatt, *Coming of Age in New Jersey: College and American Culture*, New Brunswick 1989; Faye Ginsburg, *Contested Lives: The Abortion Debate in an American Community*, Berkeley 1989; Patricia Zavella, *Women's Work and Chicano Families*, Ithaca 1987; Micaela di Leonardo, *The Varieties of Ethnic Experience: Kinship, Class and Gender Among California Italian-Americans*, Ithaca 1984; Barbara Myerhoff, *Number Our Days*, New York 1978. Eine ausgezeichnete Sammlung feministischer anthropologischer Studien der Vereinigten Staaten findet sich bei Faye Ginsburg u. Anna Tsing Hg., *Uncertain Terms: Negotiating Gender in American Culture*, Boston 1990.

schen und textlichen Fragen über Begriffe auseinanderzusetzen und mit einigen postmodernen Feministinnen Debatten zu beginnen, die in den späten 80er Jahren von der Literaturkritik und den Geisteswissenschaften in die Anthropologie einzufließen begannen, in einem weniger großen Ausmaß auch in die Geschichte, aber kaum noch in die Soziologie. Ich verlor meine feministische ethnographische Unschuld bei der Feldforschung, wie ich es in einem Aufsatz „Can There Be a Feminist Ethnography?“²² erörtert habe, der inmitten des Umbruchs geschrieben wurde. Es kann nur eine „teilweise“ feministische ethnographische Studie geben, war meine Schlußfolgerung, und ich stellte mich selbst in das Lager jener, die den Anspruch auf die Existenz einer spezifisch feministischen Forschungsmethode oder sogar die Meinung, daß irgendeine Methode besonders geeignet für die feministische Forschung sei, als utopisch zurückweisen.²³

Die teilweise feministische ethnographische Studie, die ich über Pam und Dotty (und mich) verfaßte, trägt die Spuren dieser politischen und fachlichen Überschreitungen. Ich gliederte das Buch in zwei dokumentarische Erzählungen und schrieb es, gegen den Widerstand meines (männlichen) Herausgebers, in einem reflexiven, erzählerischen Stil, in der Ich-Form, gelegentlich auch dialogisch. Die Erzählungen jedoch sind eingebettet in eine mehr konventionelle autoritative, in der dritten Person verfaßte, interpretative soziologische Darstellung der Geschichte der revolutionären Veränderungen der Familie in den USA. So gesehen stellt das Buch in seinem Aufbau und Stil mein zwiespältiges Verhältnis zu der postmodernen Wende der feministischen Anthropologie dar und zeigt einen un-disziplinierten feministischen Forschungs- und erzählerischen Standpunkt.

Dieselbe Spannung kennzeichnet die zwei Hauptstreitpunkte des Buches. Einer ist offen postmodern, der andere eine empirisch fundierte Revision des soziologischen Verständnisses sozialer und familiärer Wandlungsprozesse. Vorerst argumentierte ich, daß die „postmoderne Familie“ eine sinnvolle Begriffskategorie zur Analyse der Veränderung von Geschlecht und Verwandtschaft sei, die die Ausformung der postindustriellen Gesellschaft begleitete. Literaturkritiker/innen spornten mich an, ein theoretisches Verständnis des schwer zu definierenden Konzeptes der „Postmoderne“ zu entwickeln. Ich wandte mich an Geisteswissenschaftler/innen, um zu erklären, welche Bedeutung ich dem Begriff „postmoderne Familie“ gab, nämlich um den Zusammenbruch eines vorherrschenden Familiensystems zu

22 Stacey, *Ethnography*, wie Anm. 15.

23 Zur Diskussion über diesen Aufsatz siehe Phyllis Wheatly, *Engendering Ethnography with a Feminist Imagination: A Rejoinder to Judith Stacey*, in: *Women's Studies International Forum*, 17 (1994), und Judith Stacey, *Imagining Feminist Ethnography: A Reply to Phyllis Wheatley*, in: *Women's Studies International Forum*, 17 (1994). Weitere Analysen der Frage nach einer feministischen Forschungsmethode bei Gloria Bowles u. Renate Duelli-Klein, *Theories of Women's Studies*, London 1983; Sandra Harding Hg., *Feminism & Methodology*, Bloomington 1987; Elizabeth Gross, *Conclusion: What is Feminist Theory?*, in: Carole Pateman u. Elizabeth Gross Hg., *Feminist Challenges: Social and Political Theory*, Boston 1987; Liz Stanley u. Sue Wise, *Breaking Out: Feminist Consciousness and Feminist Research*, London 1983.

signalisieren. Ich konnte unschwer die Antworten des Kunsthistorikers Clive Dilnot auf seine eigene rhetorische Frage „Was ist die Postmoderne?“ anwenden, um die derzeitigen Familienverhältnisse in den Vereinigten Staaten zu diskutieren. Die Postmoderne, behauptet Dilnot, „ist zuerst eine Ungewißheit, eine Unsicherheit, ein Zweifel“. Die meisten der „Post“-Wörter rufen ein Unbehagen hervor, weil sie gleichzeitig „sowohl das Ende, oder zumindest die radikale Transformation, eines bekannten Handlungsmusters oder einer Gruppe von Ideen implizier(en)“ als auch das Auftauchen von „neuen Feldern kultureller Aktivitäten, deren Konturen noch unklar sind und deren Bedeutungen und Folgen ... noch nicht ausgelotet werden können“. ²⁴ Ich argumentierte ähnlich, daß die heutigen Familienarrangements in den USA unterschiedlich, fließend und ungelöst sind und daß *die* postmoderne Familie nicht ein neues Modell des Familienlebens gleichbedeutend dem der modernen Familie ist und auch nicht die nächste Stufe in einer gleichmäßigen Weiterentwicklung der Geschichte der Familie, sondern ein Stadium in dieser Geschichte, in dem der Glaube an einen logischen Ablauf von Entwicklungsstufen zusammenbricht. Ich schrieb, in unverkennbar postmoderner Manier: „Mit dem Bruch mit der Teleologie der Modernisierungstheorie, die eine evolutionäre Geschichte der Familie entwirft, und mit der Einverleibung von sowohl experimentellen als auch nostalgischen Elementen, schlingert die postmoderne Familie vorwärts und rückwärts in eine ungewisse Zukunft.“ ²⁵

Das zweite Hauptthema des Buches blieb jedoch ein historisch-soziologisches über revolutionäre Veränderungen in der Familie und die Vorreiterfunktion von Klassen. Ich legte dar, daß eine wesentliche Veränderung in den USA dahingehend stattgefunden hat, in welche Klassenrichtung sich die Familien hin bewegen. Weiße Mittelklassen waren die Vorreiter der „modernen“ Revolution in der Familie, das heißt, der Transformation von einer prämodernen korporativen patriarchalischen Familienwirtschaft zu der Kernfamilie mit dem männlichen Ernährer, die sich zwischen dem späten 18. Jahrhundert und dem frühen 20. Jahrhundert ereignete. Doch die meisten Arbeiterfamilien erreichten den männlichen Familienlohn, ihre ökonomische Eintrittskarte in diese Familienstruktur, erst sehr spät, wenn überhaupt. Zu der Zeit in den 60er Jahren, als weiße Arbeiter so weit kamen, war eine andere Revolution in der Familie schon im Gange. Wieder einmal schienen weiße Mittelklassefamilien die Vorhut zu bilden; frustrierte Mittelschichtfrauen und ihre militanteren Töchter unterzogen die moderne Häuslichkeit einer anhaltenden Kritik, zuweilen mit wenig Sensibilität für die Auswirkungen unserer anti-modernen Familienideologie auf Frauen, für die ein Nur-Hausfrauen-Dasein kaum möglich gewesen war. So betrachtete man eine feministische Familienreform weitgehend als eine Sache der weißen Mittelschicht und weiße Arbeiterfamilien als ihre stärksten Gegner. Das waren die Vorannahmen gewesen, unter denen ich meine Studie postindustriellen Wandels in der Familie primär auf weiße Arbeiterfamilien fokussierte.

²⁴ Clive Dilnot, What is the Post-Modern?, in: Art History, 9 (1986), 249.

²⁵ Stacey, Families, wie Anm. 8.

Aber diesmal trügte der Schein. Die Feldforschung überzeugte mich davon, daß weiße Mittelschichtfamilien weniger die Initiatoren als die Propagandisten und Hauptnutznießer des gegenwärtigen Wandels in der Familie waren. Statt dessen, so folgerte ich, hätten die postindustriellen Entwicklungen das Durchsickern des Wandels in der Familie, der von den Modernisierungstheoretiker/inne/n vorausgesagt worden war, umgekehrt. Beim ethnographischen Studium einer Revolution in der Familie stieß ich etliche meiner Vorausannahmen über Geschlecht, Klasse und sogar über wiedererwecktes Christentum grundlegender um, als es bei den distanzierteren Forschungsmethoden der historischen Soziologie möglich gewesen wäre. Ich entdeckte z. B. an Ort und Stelle, daß evangelikalische Christ/inn/en nicht ausschließlich antifeministisch sind oder daß ihre familiären Beziehungen nicht einheitlich „traditionell“ oder patriarchalisch sind. Und ich beobachtete aus erster Hand, wie viele evangelikalische Frauen Familienformen genauso schöpferisch wiedererfanden, wie es viele Feministinnen getan hatten. Feministinnen wurde zu viel Ehre und Schmach zuteil, postmoderne Dispute über die Bedeutung „der Familie“ angeheizt zu haben, vielleicht weil wir soviel dazu beigetragen haben, die „essentialistischen“ Konnotationen des Begriffes anzuzweifeln.

Die ethnographische Forschung machte mir auch den Grund für die vorherrschende Ambivalenz bezüglich postmoderner Familie und sozialer Krisen klar. Die Beobachtung der täglichen Traumen und Tragödien, die durch die Irrationalität und Ungerechtigkeit der heutigen beruflichen und sozialen Bedingungen verursacht werden, verstärkten meine feministischen und noch immer demokratischen sozialistischen Überzeugungen, daß eine gerechte, humane und demokratische Geschlechter- und Familienpolitik viel dazu beitragen könnte, etwas von dem Familiendruck zu nehmen, unter dem die meisten Frauen und viele Männer leiden. Aber ich gebe nicht länger vor, daß nur eine feministische Revolution der Familie dem familiären Elend ein Ende machen könnte (wie ich es tat, als ich mein Buch über China mit der Behauptung schloß, daß die KPC eine Revolution der Familie erreicht habe, aber keine feministische Familienrevolution). Es gibt einen Preis, den Menschen für den Genuß eines gänzlich freien Sexualitäts- und Verwandtschaftssystem bezahlen müssen, den keine Sozialpolitik völlig beseitigen kann. Keine der nostalgischen Bemühungen, das „traditionelle“ moderne Familiensystem wiederherzustellen, kann jedoch eine wirksamere, geschweige denn eine demokratische Lösung für den Umbruch in der Familie bieten. Im Guten wie im Bösen – die postmoderne Revolution der Familie wird weiterhin bestehen.

Das letzte Kapitel von „Brave New Families“ endet mit diesem Ton, ja sogar mit diesem Satz. Es anerkennt gerade den Grund für weitverbreitete Ambivalenz bezüglich postmoderner familialer und sozialer Bedingungen, aber es bietet keine Reflexionen zu meiner eigenen Ambivalenz gegenüber meiner derzeitigen Beziehung zu feministischer Soziologie und postmodernen Theorien. Das Buch selbst endet jedoch nicht hier. Ich stellte einige meiner ungelösten ethisch-textlich-

politischen Probleme offen dar und beschloß, das Buch stattdessen mit einem Epilog zu beenden, in dem Pamela erscheint, um das provokative letzte Wort zu meiner Deutung ihres Lebens zu haben: „Ihr konntet mich niemals fangen.“ Diese etwas unaufrichtig demokratische Geste, die meine unsymmetrische Kontrolle über die dialogischen und textlichen Produktionsbedingungen verschleiert, signalisiert meine derzeitige nicht festgelegte Position innerhalb und zwischen laufenden Diskussionen über Feminismus und Ethnographie.²⁶

Während meine ethnographischen rhetorischen Strategien in „*Brave New Families*“ ziemlich reflexiv, dialogisch und dezentriert waren, brachten sie ein Buch hervor, das in dem Sinn unheilbar humanistisch blieb, als Feminismus und Sozialismus humanistische Projekte sind, die sich der Emanzipation von Subjekten verschrieben haben, die einander ohne Probleme mit den Begriffen von Geschlecht und Klasse benennen. Mein humanistischer Feminismus sympathisiert mit der Kritik des verfrühten Verlustes eines weiblichen Subjektes und der häufigen Exzesse textlicher Experimente um ihrer selbst willen, wie sie manchmal bei der „postmodernen Wende in der Anthropologie“ gefunden wird, wie sie von Francis Mascia-Lees, Colleen Cohen und Patricia Sharpe formuliert wurde.²⁷ Nichtsdestoweniger möchte ich Feminismus und Postmoderne nicht in dieser Weise polarisieren, denn ich glaube, daß der Feminismus sowohl eine der Bedingungen, wie auch eine schöpferische Kraft für die Entstehung jener theoretischen Richtungen ist, die grob als „postmodern“ bezeichnet werden. Die Krisen der Geschlechter, eingebettet in jene Arten der Revolutionen in der Familie, die ich sowohl mittels historischer Soziologie als auch Ethnographie untersucht habe, gehörten zu den wichtigsten Quellen der Krise der Darstellung, der Kritik einer einheitlichen Subjektivität und der Beschäftigung mit Fragen von Differenz, Identität, Kultur und Autorität, die postmoderne Theorien stimulieren.

Diese Sichtweise ermutigte mich, mich von der Untersuchung der Revolutionen in der Familie einem Projekt zuzuwenden, das das Verhältnis zwischen Feminismus und männlicher postmoderner Kulturkritik erforschen sollte. Indem ich mich noch weiter von den meisten soziologischen Projekten entfernte und mich nach neuer feministischer Art Studien über Männer zuwandte, arbeitete ich zusammen mit Judith Newton, einer feministischen Literaturkritikerin, in einem Projekt, das ethnographische und literaturkritische Zugangsweisen zu zeitgenössischer Kulturkritik vereinte. Sowohl meine Wahl der Mitarbeiterin als auch die Verschiebung hin zur Linguistik, die in unserer Definition des Projektes als Kultur- und nicht als Sozialkritik deutlich wird, spiegeln jüngste Verschiebungen im Hauptinteresse feministischer und anderer radikaler Theorien wider und verstärkten sie. Erstens hat der historische Zusammenbruch des „real existierenden

26 Zur Verdeutlichung dieser Position siehe den Meinungs-austausch über meinen früheren Aufsatz, Stacey, *Ethnography*, wie Anm. 15, und Phyllis Wheatley, *Dances with Feminists: Truths, Dares, and Ethnographic Stares*, in: *Women's Studies International Forum*, 17 (1994), 403–423.

27 Mascia-Lees/Sharpe/Cohen, *Postmodernist Turn*, wie Anm. 4.

Sozialismus“ die Krise des marxistischen sozialwissenschaftlichen Gedankengebäudes verstärkt. Gleichzeitig und möglicherweise als eine Folge davon richtete ein rechter intellektueller Backlash in den USA einen Großteil seiner Energien auf einen Angriff auf feministische und multikulturelle Herausforderungen der klassischen westlichen Werte. Dies erklärt möglicherweise, warum das Gravitationszentrum der kritischen Theorie scheinbar von den Sozialwissenschaften zu Literaturkritik und Geisteswissenschaften gependelt ist.²⁸ Ich mache mir Sorgen über diese Strömung und möchte sie verstehen, obwohl ich mich selbst als Teilnehmerin darin wiederfinde. Beginnend mit dem *new historicism* in Literaturstudien und mit dem, was manche als *new ethnography* in der Anthropologie bezeichnet haben, fingen Judith Newton und ich an, die Entstehungsgeschichten dieser Diskurse zu studieren und neu zu schreiben, und zwar in einer Art und Weise, die Feminismen in die Erzählung dieser postmodernen „Wenden“ hineinschreibt, selbst wenn es sich vorerst nur um ein ver-rücktes „anderes“ (*displaced „other“*) handelt.²⁹

Als wir unsere Route durch die stürmischen Wasser der postmodernen feministischen Debatten über Männer „im“ oder „und“ Feminismus³⁰ steuerten, suchten wir einen Mittelweg, den wir während einer gemeinsamen Lehrveranstaltung eines Graduiertenseminars über feministische Theorie zu skizzieren begannen. Gemeinsam mit den meisten unserer Student/inn/en fanden wir viele Erkenntnisse, die von feministischen und anderen postmodernen Theoretiker/inne/n entwickelt worden waren, überzeugend und nützlich. Die Bestrebun-

28 So haben eher die Geisteswissenschaftler/innen als die Sozialwissenschaftler/innen die Initiative bei der Organisation von *Teachers for a Democratic Culture* (Hervorhebung d. Verf.) (TDC) ergriffen, einer Organisation zur Verteidigung multikultureller und feministischer Lehrplanreformen gegen die bössartige, gegen die *political correctness* gerichtete Kampagne der *National Association of Scholars* und anderer reaktionärer Gruppen. Das Organisationstreffen der TDC fand 1991 bei der Tagung der *Modern Language Association* statt. George Marcus bietet einen wertvollen Vergleich der Signifikanz von Texten, und daher von *textual politics*, in verschiedenen Disziplinen und wirft Licht auf die Interessen der Literaturkritiker, indem er ihre Texte „einweltet“ („worlding“) in „A Broad(er) Side to the Canon“, (eine Breitseite, Attacke auf den Kanon), einem unpublizierten Konferenzpapier, das er für eine Publikation in Buchform erweitert.

29 Newton/Stacey, Learning, wie Anm. 9. Eine andere Version dieses Papiers von Newton und Stacey, das die Diskussion über den *new historicism* beiseite läßt, dafür aber eine feministische Analyse von ethnographischer Poetik bringt, wird erscheinen. Ich finde es erfreulich, daß andere Feministinnen die Entstehungsgeschichten von postmodernistischer Theorie und *cultural studies* in Frage stellen, die die feministischen Beiträge dazu geringschätzen. Siehe etwa Meaghan Morris, *The Pirate's Fiance: Feminism, Reading, Postmodernism*, London 1988; Susan Bordo, *Feminism, Postmodernism and Gender Skepticism*, in: Linda J. Nicholson Hg., *Feminism/Postmodernism*, New York 1992; Elizabeth Long, *Feminism and Cultural Studies*, in: *Critical Studies in Mass Communications*, 6 (1989), 427–435; Cathy Schwichtenberg, *Feminist Cultural Studies*, in: *Critical Studies in Mass Communications*, 6 (1989), 202–209.

30 Ein wesentlicher Teil der akademischen Debatte über die richtige Präposition, die richtige Konjunktion und den Inhalt dieser beiden Wörter wurde von Alice Jardine u. Paul Smith Hg., *Men in Feminism*, New York 1987, initiiert. Siehe auch Joseph A. Boone u. Michael Cadden Hg., *Engendering Men: The Question of Male Feminist Criticism*, New York 1990.

gen um ethnographische und textliche Reflexion über den Zusammenhang zwischen Macht und Wissen bei der Kulturforschung und der Darstellung ihrer Ergebnisse erschienen uns als ganz zentral, so wie es auch bei den Bemühungen, das begriffliche Vokabular zu historisieren, das wir Feministinnen bei unserer Arbeit verwenden, der Fall gewesen war. Farbige Feministinnen (*feminists of color*) haben uns zusammen mit anderen postkolonialen als auch postmodernen Kritiker/inne/n gelehrt, herrschenden Begriffskategorien zu mißtrauen, die fälschlicherweise die Erfahrungen und Bedingungen der herrschenden Subjekte verallgemeinern.³¹ Und wie andere von Foucault beeinflusste Feministinnen, verstehen wir Macht sowohl als produktiv als auch als repressiv.

Gleichzeitig jedoch halten wir an Begriffen fest, die manche post-strukturalistische Theoretiker/innen vermeiden, da wir Begriffe wie Handeln, Erfahrung, Widerstand und soziale Referentialität nach wie vor nützlich finden, selbst wenn die soziale Welt, welche Handelnde konstruieren, erfahren und gegen die sie Widerstand leisten, eine ist, in der Bilder dominieren und – in einem wesentlichen Maß – soziale Realität konstituieren. Während ich die sozialistisch-feministische Zuversicht, mit der ich einst den Bericht über die Revolution der Familie in China vorlegte, nicht mehr aufrechterhalten kann, und nun alle Meta-Erzählungen unvermeidlich als vorläufig begreife, halte ich sie nach wie vor für unentbehrliche Hilfsmittel für die Darstellung der Beziehungen zwischen Macht und Ungerechtigkeit, so wie jene, die entlang der altmodischen Achsen von Geschlecht, Klasse, Rasse und Sexualität verteilt waren. Aus diesen und anderen Gründen bin ich zu einem „strategischen“ Gebrauch des Essentialismus bereit, wofür auch Gayatri Spivak plädiert.³² Ich gestehe jedoch, daß ich mich während des Golfkrieges, der mir die Allgegenwart männlicher Bündnisse mit Militarismus und physischer Gewalt wieder ins Gedächtnis zurückbrachte, dabei ertappte, mich mit mehr als strategischen Gedanken über den Essentialismus zu tragen. Ich wagte sogar, in aller Öffentlichkeit die monolithische Weigerung der meisten Feministinnen, mich eingeschlossen, in Frage zu stellen, ob möglicherweise die Biologie mehr als nur eine semiotische Quelle für die tödlicheren Aspekte der Männlichkeit bildet.³³

Während mein Kurs seinen un-disziplinierten und unsicheren Weg durch feministische und andere Gedankengebäude postmoderner Sozialtheorie nimmt, berichten Kolleg/inn/en aus der Literaturkritik von

31 Die kritische Literatur zu diesem Thema ist reich. Siehe z. B. Maxine Baca Zinn, Lynn Weber Cannon, Elizabeth Higginbotham u. Bonnie Thornton Dill, *The Costs of Exclusionary Practices in Women's Studies*, in: *Signs*, 11 (1986), 290–303; Chandra Mohanty, Ann Russo u. Lourdes Torres Hg., *Third World Women and the Politics of Feminism*, Bloomington 1991; bell hooks, *Feminist Theory: From Margin to Center*, Boston 1984; Gloria Anzaldúa Hg., *Making Face, Making Soul: Haciendo Caras*, San Francisco 1990.

32 Gayatri Spivak, *The Postcolonial Critic: Interviews, Strategies, Dialogue*, New York 1990, 10.

33 Ich griff dieses Thema auf, als ich bei dem Kongreß *Unraveling Masculinities* (etwa „Sich auflösende, sich entwirrende Männlichkeiten“, Anm. d. Übers.) im Februar 1991 an der *University of California*, Davis, als Kommentatorin fungierte.

einem wachsenden feministischen Gegenschlag in ihrem Fach gegen die Vorherrschaft poststrukturalistischer Theorien, während einige feministische Kritikerinnen der postmodernen Anthropologie sich weg von der Kritik hin zu kreativer Anwendung zu bewegen scheinen.³⁴ Währenddessen zeigt mein ursprüngliches Fach Soziologie, ironisch genug, wachsende Symptome postmodernen Hofierens. So haben Arbeitskreise über postmoderne Individualität und Gesellschaft in die jährlichen Treffen der *American Sociological Association* und der *Society for the Study of Social Problems* einzudringen begonnen.³⁵

Gerade als die postmoderne Theorien-Industrie begonnen hat, einige ihrer Produktionsstätten von Wissen von einem geisteswissenschaftlichen „Zentrum“ und einer anthropologischen Peripherie hin zu einer ehemals peripheren Soziologie zu verlagern, sind – vielleicht perverserweise – die *cultural studies* von Birmingham, England, aus aufgebrochen, um sowohl die postmoderne als auch die feministische Theorie, als das bevorzugte Symbol und die institutionelle Stätte für linke inter-, trans- und konterdisziplinäre Arbeit in den USA, ihres Platzes zu verweisen. Die *cultural studies* verzeichneten in den letzten Jahren einen kometenhaften Aufstieg, mit neuen Zentren, Instituten, Konferenzen, Zeitschriften, Graduiertenprogrammen und sogar stark ansteigenden Hauptfachstudent/inn/en, trotz des harten, oft zerstörerischen Einflusses der ökonomischen Krise auf das akademische Studium. Darüber hinaus noch scheint diese Verdrängung postmoderner Theorie durch *cultural studies* mit einem bemerkenswerten Transfer intellektueller Kräfte von Geschlecht und Klasse – den tragenden Säulen des sozialistischen Feminismus – zu Rasse und Sexualität als den bevorzugten Feldern der radikalen Theoriebildung zusammenzufallen. Mehr noch zeigt sich diese Verlagerung von Geschlecht und Klasse zu Rasse und Sexualität, grob gesprochen, nicht nur in der amerikanischen Version der *cultural studies*, sondern sogar innerhalb der *women's studies* und der feministischen Theorie. Die feministische Aufmerksamkeit gegenüber Unterschieden zwi-

34 Vier besonders scharfe Kritikerinnen der kritischen Exzesse des anti-essentialistischen „Klubs“ sind Barbara Christian, *The Race for Theory*, in: *Cultural Critique*, 6 (1989); Tania Modleski, *Feminism Without Women: Culture and Criticism in a „Postfeminist“ Age*, New York 1991; Susan Bordo, *Feminism, wie Anm. 27*, und Diane Fuss, *Essentially Speaking: Feminism, Nature, Difference*, New York 1989. Bei den Treffen der *American Anthropological Association* im November 1990 brachten Frances Mascia-Lees, Patricia Sharpe und Colleen Cohen, die Autorinnen einer vieldiskutierten feministischen Kritik der postmodernen Anthropologie, ein Paper, vielmehr führten sie es vor, das entschieden reflexiv bezüglich seiner textlichen wie auch politischen Dimensionen war. Das gleiche taten sie darüberhinaus bei einer Tagung über Feminismus und Postmoderne, die von Mascia-Lees organisiert wurde.

35 Eine späte 1990er Nummer von *Social Problems*, der offiziellen Zeitschrift der *Society for the Study of Social Problems* (SSSP), einer früher für ihre liberale und marxistische Sensibilität bekannten Organisation, brachte „Three Papers on Postmodernity and Panic“ heraus (eines davon vom Präsidenten der Organisation in den Jahren 1991–92), gefolgt von „Two Papers on Feminism, Language and Postmodernism“; das Thema des Meetings der SSSP von 1992 war ausdrücklich „Postmodernity as a Social Problem: Race, Class, Gender and the *New World Order*“.

schen Frauen und gegenüber Konzepten von „mehrfachen Identitäten“ hat die einheitlichen Formulierungen von Geschlechterunterschieden derart verdrängt, daß es ein Problem geworden ist, ob man überhaupt ein intellektuelles Gebiet finden kann, das ein spezifisch feministisches Anliegen geblieben ist.

Was viele farbige Feministinnen üblicherweise als „weiße feministische Theorie“ etikettierten, wurde in der Tat so erfolgreich in den Mainstream der meisten Geistes- und einiger Sozialwissenschaften eingegliedert, daß die *queer theory* und der Multikulturalismus den Feminismus als das vornehmliche Ziel des konservativen Backlash verdrängt haben. Der frühere „neue linke“ und spätere neokonservative intellektuelle Unternehmer David Horowitz macht die Vorreiterrolle der *queer theory* in seiner ziemlich abstoßenden Hetzrede „Die homosexuelle Revolution: Das letzte Stadium des Radikalismus“ deutlich, die er in einer selbstbewußten *backlash session* eines Kongresses der *American Studies Association* im Jahr 1992 hielt. Horowitz begann mit einer Parodie des Kommunistischen Manifestes: „Ein Gespenst geht um in der Amerikanischen Akademie, dieser letzten Zuflucht der Politischen Linken. Es ist das Gespenst der *queer theory*.“³⁶ Er setzt fort mit einem Porträt der *queer theory* als dem letzten Angriff radikaler Theorien von sozialer Konstruktion von Natur, Normalität und Zivilisation, womit er der *queer revolution* den privilegierten Status des Außenseitertums übertrug, den früher der Feminismus „genöß“. In ähnlicher Weise scheint sich der weitverbreitete politische Backlash gegen die positive Diskriminierung innerhalb und außerhalb der amerikanischen Universitäten eher gegen ausgleichende Maßnahmen für Ungleichheiten aufgrund der Rasse als des Geschlechts zu richten.

Die Sprache und die Ergebnisse der Wahlkämpfe 1992 und 1994 spiegelten diese Verschiebungen wider, indem Homophobie und Rassismus viel wirksamer als Sexismus die Backlash-Wähler anstachelten. Greifbare feministische Gewinne im „Jahr der Frau“ fielen zusammen mit lokalen Siegen der *anti-gay*-Bewegung und einer erschreckend knappen Ablehnung eines drakonischen *anti-gay*-Gesetzes in Oregon, dessen Sprache über Perversität und Abnormalität im Pamphlet von David Horowitz wiederholt. Die Phrasen im „Jahr der Frau“ trugen dazu bei, die aktive Unterdrückung ihres eigenen traditionellen Rassengleichheits- und Anti-Armuts-Diskurses durch die *Demokratische Partei* zugunsten eines allgemeinen Appells für eine „vergessene“ Mittelklasse zu verschleiern, die gar nicht so subtil als weiß verschlüsselt war.

Ich habe mich diesen Überlegungen über jüngste Verschiebungen politischer und theoretischer Trends ausführlich gewidmet, weil sie auch Auswirkungen auf meine eigene Arbeit hatten. Judith Newton und ich haben unser Projekt anfangs als eine feministische Untersuchung konventioneller weißer männlicher Kulturkritiker formuliert, deren Anziehung durch postmoderne und *cultural studies*-Projekte wir ursprünglich als Bemühungen verstanden, weiße männliche Theorie durch die Verdrängung der *women's studies* und *ethnic studies*

³⁶ David Horowitz, *Queer Revolution: The Last Stage of Radicalism*, California 1992.

wieder in den Mittelpunkt zu rücken. Schrittweise jedoch begann sich unser Projekt zu einer Erforschung jener biographischen, historischen und institutionellen Bedingungen zu entwickeln, die bei Intellektuellen die Entwicklung vielfacher „verräterischer Identitäten“³⁷ begünstigen, das heißt: Identifikation quer zu den Achsen der Privilegien – mit Feminismus von seiten der Männer, Anti-Rassismus von seiten der Weißen, Anti-Homophobie von seiten der Heterosexuellen und mit den Armen von seiten der Reichen. So begannen wir, unser Sample in multikultureller sowie multisexueller Hinsicht und, obwohl das schwieriger ist, sogar in beschränktem Ausmaß in Richtung mehrerer Klassen, zu erweitern. Zu dieser Zeit, als wir *oral histories* mit männlichen Kulturkritikern betrieben, bemerkten wir, daß sich unsere politische Haltung von einer des einzig richtigen Weges, allzu häufig in einer Politik der Identität schwelgend, zu einer weniger selbstgerechten, kollegialeren Art der Zusammenarbeit verschob. Obwohl wir uns ein bißchen sorgten, dabei unsere eigenen „verräterischen Identitäten“ zu fördern, glauben wir, daß wir mehr verlieren würden, wenn wir die Gelegenheit versäumten, durch aktives Engagement und kritische Allianzen mit Männern beim Aufbau von wahrhaft feministischen multikulturellen Studien zu helfen und die feministischen Ursprünge ihres Entstehens zu verdeutlichen.³⁸

Von einem soziologischen Standpunkt aus ist es interessant zu sehen, daß die Standard-Genealogie der *cultural studies*, zumeist von männlichen Autoren aus gesehen, ihre Wurzeln im *Birmingham Centre for Cultural Studies* in den 70er Jahren ortet, einem interdisziplinären Projekt, in dem die Soziologie, teilweise einer kritisch marxistischen Ausrichtung, einen integralen Bestandteil bildete. Jedoch hat es die Soziologie nicht fertiggebracht, die Überquerung des Atlantiks zu überleben. Dieses intellektuelle Schiff landete in den späten 80er Jahren primär in den Ansiedlungen der Geisteswissenschaften, vielleicht weil viele der einheimischen Wurzeln der *cultural studies* in den USA im Feminismus, in *ethnic studies* und *American studies* gefunden werden können, Projekten, in denen Literatur- und Geisteswissenschaftler/innen zunehmend dominieren. Aus dieser Sicht war es seltsam beruhigend, die Anthropolog/inn/en bei ihrem Treffen 1992 zu beobachten, wie sie Plenarsitzungen organisierten, um ihre eigenen breitgestreuten Gefühle der Marginalisierung aus dem Zentrum der multikulturellen und kulturellen Studien auszudrücken und zu analysieren, dem intellektuellen Territorium, in dem viele Anthropolog/inn/en ihre fachlichen Interessen aufgehoben sahen.³⁹

37 Wir entlehnten diesen Ausdruck aus: Sandra Harding, *Reinventing Ourselves as Other*, in: dies., *Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives*, Ithaca 1991 (dt. *Das Geschlecht des Wissens. Frauen denken die Wissenschaft neu*, Frankfurt a. M./New York 1994).

38 Wir schrieben über unseren Forschungsprozeß in: Newton/Stacey, *Learning*, wie Anm. 9.

39 Das war die Grundprämisse eines ganzen Panels über „Multiculturalism and the Concept of Culture“ und anderer Panels. Siehe z. B. auch Sherry Ortner, *Anthropology's War of Position: Changing the Faces of the Field*, Beitrag präsentiert bei der *American Anthropological Association*, San Francisco 1992.

Diese fachlichen Trennungen bringen „untreuen“ Feministinnen wie mir paradoxerweise neue Beschränkungen, aber auch Gelegenheiten für interdisziplinäres Arbeiten. Auf der einen Seite macht die verstärkte Betonung der Disziplinen, der Spezialisierung und bloßen Größe der feministischen Wissenschaft einen fächerübergreifenden feministischen Diskurs immer schwieriger. Auf der anderen Seite hat der Feminismus eine bedeutende Präsenz in den *cultural studies* erreicht, die eine Schlüsselstelle der interdisziplinären Theorie und Politik innehaben, aber eine Präsenz, in der die Soziologie noch mehr an den Rand gedrängt ist als die Anthropologie. Konsequenterweise fand ich mich an einem ethnographischen Projekt beteiligt, das sich selbstbewußt in die Konstruktion eben jener „Felder“ – von *cultural studies*, Feminismus, *ethnic studies* und *queer studies* – einmischen will, die wir erfassen wollen.

Vor kurzem jedoch fühlte ich mich zu einem Rückzug aus diesem Projekt gezwungen, um „in den Schoß der Familie zurückzukehren“. Da mein Buch „Brave New Families“ zum Ziel einer politisch einflußreichen und reaktionären Kampagne für „Werte der Familie“ in den Vereinigten Staaten wurde, mußte ich deren phrasenhafte Politik studieren und darauf antworten. Dies scheint mich in zwei einander widersprechende theoretische Richtungen geführt zu haben. Um die Rechtmäßigkeit der Behauptungen der Kampagne in Frage zu stellen, die Sozialwissenschaften würden beweisen, daß Familien von Alleinerzieher/innen und „zerbrochene Familien“ den Kindern und der Gesellschaft schaden, mußte ich mich zuerst in die Sprache der positivistischen, empirischen soziologischen Forschung vertiefen, und lernen, kritisch zu argumentieren. Gleichzeitig arbeite ich daran, diesen Diskurs zu dekonstruieren, indem ich das politische Schweigen und die Semiotik seines Gebrauchs in öffentlichen Kreuzzügen für die „Werte der Familie“ deute.⁴⁰ Angriffe auf alleinstehende Mütter, Teenagerschwangerschaft, „zerbrochene“ und „alternative“ Familien sind durchsichtig antifeministisch und heterosexistisch, aber ihre rassistischen und anti-sozialstaatlichen Programme sind wenigstens genauso wichtig und weniger offensichtlich. Um jenen zufriedenstellend antworten zu können, stellt meine derzeitige Arbeit notwendigerweise das Dezentrieren von Geschlecht in der feministischen Theorie dar, deren Entstehungsgeschichte ich vorher skizziert habe.

Ich beschließe diese Überlegungen zu meinen Reisen in feministische Grenzgebiete mit Gedanken, ausgelöst durch Avery Gordon, einer postmodernen feministischen „untreuen“ Soziologin, die fachliche Hindernisse, Ethnographie und Romanliteratur als Soziologie zu schreiben, erörtert:

Vielleicht ist die methodische Schlüsselfrage nicht: Welche Methode haben Sie bei dieser Forschung angewendet?, sondern: Welche Wege sind verleugnet, beiseite gelassen worden, verdeckt und unerkant geblieben. In welchen Feldern wird Feldforschung betrieben?⁴¹

40 Siehe z. B. Judith Stacey, Scents, Scholars and Stigma: The Revisionist Campaign for Family Values, in: *Social Text*, 40 (1994), 51–75.

41 Avery Gordon, Feminism, Writing and Ghosts, in: *Social Problems*, 37 (1990), 485–500.

Im Rückblick auf meine eigenen Wege in und rund um feministische Theorie verspüre ich keine Lust, meine un-disziplinierten Wanderarbeiten in sich gegenseitig befruchtenden (*cross-fertilizing*) feministischen Feldern abzuleugnen, am wenigsten jene, die eine zufällige und zunehmend atavistische fachliche Spaltung des Wissens in Frage stellen. Ich Sorge mich weniger um die Konsequenzen meiner persönlichen Untreue den Fächern gegenüber, als über die Kosten dessen für den Feminismus, was mir zunehmend als für die Treue zu den Disziplinen förderliche Bedingung erscheint, wie sie jetzt in den Sozial- und Geisteswissenschaften sichtbar ist. Ich kündige meine laufende Arbeit an in der Erkenntnis, daß ich dem, was Gordon die „Strukturen des Ausschlusses“ nennt, weiterhin Aufmerksamkeit schenken muß. Nach mehr als zwei Jahrzehnten Arbeit in feministischen Gebieten, bin ich mir jedoch gleichermaßen bewußt, daß mein derzeitiges Projekt, wie alle anderen, unvermeidlich seine eigenen Ausschließungen und falschen Vorstellungen begehen und dazu beitragen wird, sie zu verbergen. Und doch finde ich es meiner Überzeugung nach tröstlich und zugleich auch problematisch, daß dadurch für einen fruchtbaren „Großen Tag“ (*field day*) gesorgt wird für eine heraufkommende Generation von feministischen Theoretikerinnen, die sich der Herausforderung stellen müssen, den akademischen Feminismus vor den schädlichen Auswirkungen von Erfolg oder Backlash zu bewahren.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von
Gertrude Langer-Ostrawsky